

Tanz auf dem Eis

Die Frauen-Expedition 1990 zum Hidden Peak und die internationale Expedition zum Gasherbrum II

Von Gertrude Reinisch

Muse des Feuers steige in den leuchtenden Himmel der Illusion, führe uns in das Reich des Himalaya, wo die Eisriesen sich aufrichten, und Wolken in ihren Kronen hängen. Wie blasse Geister, ohne jeden Zauber, erreichen die Menschen eurem Hafen, wo sie ihre Lager aufschlagen, sich an eure Fersen heften, von Monarchen im Zaum gehalten, wie Hunde, hungernd und leidend, sich duckend vor der ungeheuren Macht. Sie haben es gewagt auf ihre Kraft zu vertrauen, den Kampfplatz der endlosen Abenteuer zu betreten, gegen die eigenen Schwächen zu kämpfen, um die Luft der Freiheit zu atmen, als Zwerg in einer ungeheuren Dimension, als Null in einem Universum, mit nichts ausgestattet als der imaginären Kraft ihrer Illusion. So berühren sie die Riesen des Eises, stehen vor ihnen wie an der Schwelle zum Ozean. Nur wem es gelingt seine Schwächen zu vergessen und seine Ängste in tausend Stücke zu schlagen, der überwindet die mächtigen Mauern seiner eigenen Grenzen, welche die Küsten der Illusion und der Realität entzweien. Wie glücklich sind die, deren Zuhause zeitlos ist, die auf den herrlichen Bergen der Ewigkeit gewandert sind, um die Geburt und den Tod an einem einzigen Tag zu genießen oder vielleicht auch weniger als einen Tag lang.

„Es genügt mir vollkommen die Achttausender von untern zu erleben, Wanda!“ erklärte ich überzeugend. „Im Schatten des Himalaya, unter der Sonne Nepals; im Licht Indiens bin ich gewandert und gelegentlich auf einen Gipfel gestiegen, ohne lange darüber nachzudenken ohne große Vorbereitungen stand ich auf 6.000 m, Auge in Auge mit den Riesen. Mein Nomadenleben führte mich jeden Tag an einen neuen Ort, auf einen anderen Weg und zu den verschiedensten Menschen. Manchmal bin ich auch länger geblieben, wenn es mir besonders gut gefallen hat. So habe ich gelernt, wie wenig man braucht, um glücklich zu sein und vor allem zufrieden, wie leicht es ist, diese Menschen zu lieben, ihre Art zu leben, ihre Bedürfnislosigkeit, die sie unabhängig macht von unnützen, materiellen Dingen. Ihre Gläubigkeit und Mystik begeistern mich viel mehr als die Bergsteigerei. Wie ein Nomade zu leben, das gefällt mir. Illusionen haben dort oben am Dach der Welt keinen Platz. Selbst als Tourist lernt man alsbald die

Härte des Landes kennen, die Schwierigkeit dort oben zu überleben.“

„Du vergißt, daß es doch auch etwas Besonderes ist, auf einen Achttausender zu steigen. Es bleibt immer ein Abenteuer, auch wenn man die Route schon kennt. Die Situation am Berg ändert sich ständig, die Lawinen und das Wetter bestimmen den Erfolg einer Expedition. Der Ausgang bleibt in jedem Fall ungewiß. Du bist doch eine gute Bergsteigerin, warum hast du keine Lust?“ fragt mich Wanda ungläubig. Wenn sie wüßte, wie lange es einer meiner geheimsten Wünsche gewesen war, an so einer Expedition teilzunehmen. Irgendwann einmal mit der berühmten Wanda zu klettern, davon wagte ich früher nicht einmal zu träumen. Aber nun bin ich darüber hinweg, denke ich stolz. Meine Ziele liegen anderswo. „Und wie soll ich das Geld auftreiben? Selbst wenn ich wollte, könnte ich es mir nicht leisten!“ „Für die Ausrüstung Sorge ich. Unsere Expedition wird vom Polnischen Akademischen Bergklub aus Łódź organisiert. Es wird nicht viel kosten. Du hast lange Zeit bis zum Sommer 1990. Besuche mich doch 1989 im Basislager des Gasherbrum II im Karakorum. Ich werde mit einer englischen Frauenexpedition dort sein.“

Die Lust, ins Karakorum zu reisen, ist nicht allzu groß. Ein islamisches Land wie Pakistan habe ich nie sehen wollen. Mit Abscheu denke ich an die frauenhassenden, frauenunterdrückenden Muslims. Aber schließlich will ich Marion, Wandas Freundin und Managerin nicht allein gehen lassen. Interessant wird die Unternehmung für mich aber erst, als Kenner der Concordia-Route meinen: „Ihr erreicht nie Baltoro. Das ist viel zu schwierig für zwei Frauen, und wie willst du Marion über die Felspassagen bringen!“

Inzwischen ist unsere Kleingruppe auf drei Frauen angewachsen. „Noch schlimmer“, warnen die Erfahrenen. „Jetzt werdet ihr euch noch zerstreiten, denn zu dritt streitet man immer.“ Aber wir Frauen verstehen uns prächtig. Und wie heißt es doch in den alten Schriften der Weisen? Jeder sucht sich seine Probleme selbst aus und zwar genau solche, die er auch zu lösen imstande ist, um daran zu wachsen.

Pakistan ist ein Feuerwerk an neuen Eindrücken. Wir sind vom ersten Moment an begeistert. Bazare mag es in vielen orientalischen Städten geben, aber Rawalpindi ist die Stadt

der Bazare. Düfte von ausgebackenem Teig und Butter-schmalz wälzen sich durch die schmalen Gassen, in denen die Hitze brütet. In dunklen Nischen arbeiten die Handwerker. Goldschmuck glitzert in Glasvitrinen, braune Afghanen mit wilden Gesichtern verkaufen alten Silberschmuck an der Ecke und Kalaschnikows (russische Maschinengewehre) in finsternen Gemäuern. Schwer hängen rotwollene Teppiche von den bunten Fassaden der Häuser, die sich blaßgelb, türkisblau und fleckig rosa über das Menschengetümmel beugen. Plärrend kreischt der Kassettenrekorder im Musikladen, arabische Schriftzeichen und Ornamente in Türkis zieren das Minarett der Moschee. Frauen haben hier keinen Zutritt, nur Männer beten drinnen. Kinder spielen in schattigen Innenhöfen, aus denen manchmal eine schwarz gekleidete Frau huscht, uns sanft mit der Hand berührt, manchmal auch den undurchsichtigen Schleier ihres Gewandes hebt und uns anlächelt. Bestickte Stoffe wiegen sich im aufkommenden Wind, der den alltäglichen Monsunregen ankündigt, während sich graue Wolken vor die Sonne schieben.

Stolze Gestalten eilen die Gassen entlang, fast fließend wirken die Bewegungen in den wallenden Gewändern, die sich markant von den braunen Gesichtern, umrahmt von schwarzen Bärten, abheben. Das Haar glänzt dunkel und die blitzenden Augen verfolgen uns. Pakistan ist die Welt der Männer. Das Obst liegt kunstvoll aufgestapelt auf einem Wagen. Von Zeit zu Zeit wischt der rothaarige Händler die Staubschicht von den Früchten, die sich nach jedem Windstoß anlegt. Überdimensional wachen die leuchtfarbenen Kinohelden auf riesigen Plakatwänden über das Geschehen. Metallene Töpfe und Geschirr türmen sich in knappen Nischen. Verläßt man die engen Gassen des Bazars, gerät man sofort in die laute, temperamentvolle Hektik der Hauptstraße, vollgepfropft mit hupenden, überfüllten Fahrzeugen. Busse, Lastautos und Sammeltaxis sind mehr als reichlich mit bunten Mustern, Bildern, Spiegelchen und Federn verziert, entsprechen der Individualität ihrer Besitzer mit schwülstiger Ornamentalistik, glänzenden Blechbeschlägen und holzgeschnitzten Türen. Schwere Ketten und Schellen baumeln an der Unterseite der Fahrzeuge und übertönen das Brummen des Motors. Die Hupe ist ständig in Verwendung und dient dazu, den anderen Fahrern mitzuteilen: „Achtung, ich bin auch noch da!“

Die üppigen Verzierungen bringen Farbe in das staubige Graubraun der Stadt. Hinter Windschutzscheiben mit bunten Folien beklebt, mit Girlanden behängt, bleibt dem Fahrer nur ein kleines Guckloch, um den Verkehr auf der Straße zu beobachten. Vielleicht ist das besser für die Nerven. Bei Reversiermanövern erfolgt die Verständigung zwischen Fahrer und Beifahrer mittels sachkundiger Klopfzeichen, denen blind vertraut wird. Dazwischen drängen sich schwarzgelbe Taxis, lärmende Scooter (dreirädrige Mopeds), Ochsen- und Pferdekarren. Herden von Schafen, Ziegen und plump trottenen Wasserbüffeln ziehen hinunter zum Fluß. Geschickt finden die Tiere ihren Weg durch die brodelnde Stadt, durch die Orgie an Farben, den öligen Schlamm der Straße. Nicht einmal die Menschenmassen, die sich in die Busse drängen, wo sie für Stunden und Tage eingezwängt an ihren Bestimmungsort



transportiert werden, können die friedlichen Tiere aus der Ruhe bringen. Schwerfällig bewegen sich die überladenen Busse aus der Stadt, Menschentrauben hängen aus den Sammeltaxis – Rush-hour in Pindi, wie die Einheimischen sagen. Wir flüchten in die kühle, dunkle Oase unseres Hotelzimmers.

Unsere Wanderung nach Concordia, ins Herz des Karakorum klappt wie am Schnürchen, ohne Zwischenfälle. Unterwegs treffen wir viele Expeditionen, fast alle sind zerstritten und heilfroh, daß sie aus dieser Einöde wieder zurück nach Hause können. Uns versteht niemand. „Wie kann man sich diesen Anmarsch nur freiwillig antun?“ fragt man, und doch genießen wir jeden Tag. Besonders neugierig bin ich auf den K2, den Berg der Berge, über den ich so viele Geschichten gelesen und gehört, ja sogar ein Buch geschrieben hatte. Trotz der herrlichsten Bilder war es mir bisher nicht gelungen, die Begeisterung der Bergsteiger für diesen Gipfel zu teilen. Die Faszination war mir verborgen geblieben. So renne ich voller Neugierde über den Concordiaplatz, um dem Eisriesen Auge in Auge gegenüberzustehen, sein Geheimnis zu entschlüsseln, seinen Zauber zu entdecken.

Zarte Wolken ziehen vor ihm hin und her. Zuerst kann ich ihn nur wie durch einen Schleier erkennen. Er scheint unendlich fern zu sein. Urplötzlich steht er wie ein weißer Kristall vor mir, leuchtender, strahlender als der herrlichste Diamant – makellos. Eine ungeheure Kraft geht von ihm aus. Dann ist er ganz nahe, wie ein alter Bekannter. Stundenlang betrachte ich ihn, ohne mich zu langweilen und beginne die Faszination dieses Riesen zu verstehen. Ich verspüre eine unbändige, unsinnige, irre Lust über seine Grate hinaufzusteigen. Als ihn wieder der Nebel verhüllt, wandere ich langsam und sehr nachdenklich zu meinem Zelt zurück und habe das Gefühl, als würde ich ein winziges Stück dieses Berges in meinem Herzen mittragen. Ich bin so überglücklich, so begeistert von diesem Anblick, von dieser Begegnung.

Am nächsten Tag gehe ich Wanda entgegen. Vor wenigen Tagen hat sie mit der Engländerin Ronna den Gipfel des Gasherbrum II erreicht. Nun will sie noch eine schwere Pflicht erledigen: Ihre Freundin Barbara begraben: Wanda hatte vor

Fotos: Gertrude Reinisch



vier Jahren eine Frauenexpedition zum Broad Peak geleitet. Das schlechte Wetter gab ihnen keine Chance, den Gipfel zu erreichen, obwohl sie wochenlang ausharrten. Barbara war im Basislager allein spazierengegangen, vielleicht ein wenig auf Eistürmen herumgeklettert, dabei unglücklicherweise in den Gletscherbach gestürzt und ertrunken. Als sie nicht zum Abendessen erschien, entdeckten sie die Kameradinnen und begruben sie erschüttert im Eis der Moräne.

Doch Eis schmilzt und Steine rutschen von so einem Grabhügel. Bald lag die tote Barbara frei, als abschreckendes Beispiel zwischen den Zelten des Basislagers, wo ihr Grab von freundlichen Bergsteigern immer wieder mit Steinen zugeeckt wurde, bis die Sonne wieder das ihre tat.

Schon von weitem erkennen wir den Steinhaufen. Die Leiche ist in einem fürchterlichen Zustand. „Wir kaufen einfach Kerosin im K 2-Basislager und zünden sie an“, schlage ich Wanda vor. „Dann brauchen wir sie nicht anzufassen!“ „Das ist eine gute Idee“, stimmt Wanda sofort zu. Wir steigen hinauf ins K 2-Basislager, wo wir uns Hilfe von einigen Pakistanis erhoffen. Die österreichische Expedition unter Leitung von Edi Koblmüller ist sehr hilfsbereit, stellt uns ihren Koch, einen Skisack, einen großen Plastiksack und Gummihandschuhe zur Verfügung. Der Arzt der österreichischen Expedition macht uns klar, daß die Idee mit dem Verbrennen und Nichtanfassen undurchführbar sei. „Zum Verbrennen müßt ihr die Leiche so vorbereiten, daß Luft von allen Seiten, auch von unten dazukommt. Ihr müßt sie also in jedem Fall anfassen. Außerdem gefriert der Körper hier immer wieder und taut nur während des Sommers manchmal wieder auf. Das bedeutet, daß ihr sehr viel Kerosin benötigen würdet, weil die Tote nicht ausgetrocknet sein wird, wie eine Mumie, sondern nur teilweise verwest. Aber ihr braucht keine Angst zu haben. Ihr könnt euch nicht mehr infizieren.“ Die Österreicher wollen mit uns kommen, um zu helfen. Aber Wanda ist dagegen: „Das ist keine Arbeit vor dem Gipfel“, meint sie.

Im Basislager treffen wir auch noch eine spanische Expedition. Dort sind wir am nächsten Morgen zum Frühstück eingeladen. Ich denke, daß es eigentlich schade um die guten Sa-

chen ist, daß mir beim Begräbnis ohnehin gleich wieder alles hochkommen würde. Trotzdem schmeckts im Moment noch, obwohl wir furchtbar nervös sind. Wanda ist ganz ausgehungert nach ihrer Expedition. Der Pakistani, Little Karim, der Spanier, Alberto und der Amerikaner, Carlos Buhler kommen mit uns. Wanda kennt Carlos aus Patagonien, vorher war er mit Peter Habeler am Kangchenzönga und auf vielen anderen Himalayagipfeln sowie am Mount Everest und am Cho Oyu.

Als unsere Totengräbermannschaft das Grab erreicht, sagt keiner ein Wort, aber alle sind entsetzt über den grausigen Zustand der Leiche. Jeder denkt (wie ich später erfahren habe), daß er ohnehin gleich ihn Ohnmacht fallen würde. Wir ziehen die Plastikhandschuhe über. Nur Carlos arbeitet mit nackten Fingern. Dann räumen wir die Steine von der halbverwesten Leiche. Ich habe plötzlich die Empfindung, daß ich auf einem großen Stein dort drüben sitze, und mir selbst beim Arbeiten zuschaue. Alles läuft ab wie ein Film, und ich schein ganz unbeteiligt zu sein. Vorher habe ich mir überlegt, daß ich gleich ans Fußende der Leiche gehen müßte. Jetzt arbeite ich mit Carlos beim Kopf. Eine orangerote Vliesjacke kommt zum Vorschein. Wir legen den geöffneten Skisack über die Leiche, wollen sie hineinstecken. Wanda und Alberto haben mit einem Handgriff die Füße mit den Moonboots verstaut. Dann versuchen wir den Rest des Körpers in den Sack hineinzurollen, wollen die Tote nicht berühren, aber sie ist zu groß. Der Kopf schaut heraus. Entsetzt zucke ich zurück. Carlos packt mit bloßen Händen zu, stopft den Schädel in den Sack – erledigt! Schnell schließen wir den Reißverschluß, stülpen den Plastiksack drüber und zum Schluß den Bergrettungssack. Aber es stinkt noch immer fürchterlich. Nie wieder werde ich diesen Gestank vergessen, denke ich. Wir verschnüren alles sorgfältig, stecken Tragstöcke durch die Schlaufen.

Nun sollen die Pakistanis die Tote zur nächsten Gletscherspalte tragen, aber es gibt hier keine brauchbaren Spalten und die Pakistanis weigern sich, die grausige Last auch nur anzufassen. Nicht für alles Geld der Welt würden sie die Tote tragen, erklärt uns Little Karim. Sie steigen hinauf zum Gilkeyfelsen, wo die unglücklichen Opfer des K 2 bestattet sind, und bereiten eine Felsspalte vor. Wanda räumt ihren Rucksack aus, dann klappen wir die Tote zusammen, verstauen den schweren Körper in Wandas Rucksack und tragen sie zwei Stunden über den Gletscher hinauf, am Ende der Moräne immer vorsichtig darauf bedacht, nicht selbst in einer Spalte zu versinken.

Obwohl ich Barbara nicht gekannt habe, überkommt mich von Zeit zu Zeit eine große Traurigkeit. Tränen schließen mir in die Augen. Wanda geht es genauso. Carlos stapft hinten. Er kann nicht sehen, was in uns vorgeht, aber er fühlt es. Immer wieder umarmt er uns genau im richtigen Augenblick. „Ist es nicht herrlich, daß wir so lebendig sind. Wir können so viele Pläne machen, so viele unserer Träume verwirklichen“, freut er sich. „Für die arme Barbara ist alles vorbei!“ Carlos ist ein großgewachsener, blondhaariger Bursche mit strahlend blauen Augen und dem sonnigsten Wesen, das man sich vorstellen kann. Während unsere Prozession das letzte Stück

über Steilschrofen hinaufsteigt zum Gilkeyfelsen, fühle ich meine Energie wie einen warmen Strom in mir fließen, ein eigenartiges Glücksgefühl versetzt mich in eine Euphorie, die ich bisher nicht kannte und ich fühle wie nie zuvor, wie lebendig ich bin. Noch nie habe ich so intensiv gelebt, wie in diesem Augenblick.

Das Grab ist fertig. Wir legen Barbara hinein und decken sie mit Steinen zu. Wanda bindet ein Kreuz aus den Tragstöcken, und stellt es drauf. Ein kurzes Gebet, dann verabschieden wir uns für immer und stürzen uns kopfüber hinein in den hell schimmernden See unseres Lebens, der noch so viele Überraschungen für uns bringt. Am Abend sitzen wir lange zusammen und rätseln, was uns hier herauftreibt in Schnee und Eis und Kälte. Eigentlich klettern wir alle viel lieber auf warmen Felsen, voll Übermut genießen wir diese Bewegungen, freuen uns daran, den Körper und seine Gelenkigkeit zu spüren. Was tun wir hier? Haben uns diese Berge verzaubert, so daß wir alles vergessen, was uns einmal wichtig war?

Jemand stürzt ins Zelt: „Kommt, kommt!“ ruft er aufgeregt, „so etwas habt ihr noch nie gesehen!“ Die Zelte des Basislagers stehen direkt am Fuße des Giganten K 2. Auf der anderen Seite des zerrissenen Eisfalls baut sich der mächtige Koloss des Broad Peak wie ein Gebirge auf. Direkt am Fuße des K 2 zu stehen ist ein einmaliges Erlebnis. Er ist der schönste Berg der Welt, voller Geheimnisse, von edler Gestalt, ungemeln steil und wuchtig, von einem makallosen Eispanzer geschützt. Ich bin wie verzaubert. Habe ich je so einen schönen Berg gesehen? Selbst die Wolken scheinen den König zu streicheln. Nun seht er im hellen Schein des Vollmondes, blaßblau bis violett schimmernd, majestätisch, eingerahmt von tausend Sternen, von innen heraus leuchtend wie ein riesiger Kristall im magischen Licht. Tränen rinnen über unsere Gesichter. Niemand wagt es den Zauber des Augenblicks mit einem Wort zu zerstören. Carlos drückt meine Hand. Wir verstehen. Es ist die Antwort, nach der wir gesucht haben.

Dann ist die Vorstellung vorbei, die Audienz beendet. Eine Wolke schiebt sich vor den Mond. Wanda und ich gehen mit Carlos zum Zelt. Durch den Stoff erkennen wir die Umriss des K 2. Eine leise Melodie klingt aus dem Walkman. Die Töne tanzen über unseren Köpfen hinaus auf den Gletscher. Wir liegen wach, können nicht einschlafen, spüren durch den Stoff des Schlafsackes die Wärme des anderen, die Nähe von Menschen mit denselben Gedanken, denselben Gefühlen, viel vertrauter als die meisten Verwandten. Wie eng nebeneinander liegen doch Leben und Tod. Es bedarf oft nur eines kleinen Schrittes, um die Szene zu wechseln. Wie herrlich ist es, lebendig zu sein, so intensiv zu genießen. Es scheint, als wäre ich gerade erst aus einem tiefen Schlaf erwacht, wie schön den eigenen Körper und die der Freunde zu spüren, die Wärme, die von ihnen ausstrahlt, den Pulsschlag, die Gefühle, ihre lieben Stimmen zu hören. Das ist pure Lebensfreude. Habe ich je intensiver gelebt?

Carlos schreibt mir nach unserem Abschied immer wieder von seiner K 2-Expedition, sendet mir die Briefe nach Indien, nach Ladakh, nach Zaskar und erzählt von den Abenteuern,

von seinen Gefühlen, von seinen Eindrücken. Wie er sich dabei selbst kennenlernt, seine besten und seine schlechtesten Seiten. Das macht mich so neugierig, daß ich erleben will, wie es mir bei so einer Achttausender-Expedition geht. Wanda hatte mich für 1990 zum Hidden Peak eingeladen, und ich sage zu. Noch weiß ich nicht, wie ich das viele Geld auftreiben soll. Zum Glück finden sich dann einige Sponsoren.

Am 21. Mai um 9.00 Uhr abends lande ich in Karachi. Die drückende Hitze treibt mir den Schweiß aus den Poren, und die Nacht scheint nur aus schwarzen, gaffenden, gierigen Augenpaaren zu bestehen. Ich bin wieder in Pakistan – blonde, blauäugige Frau, allein in Pakistan. Manchmal wünschte ich ein Mann zu sein. Wie in einem Käfig sitze ich in der Flughafenhalle, warte auf meinen Anschlußflug nach Islamabad, wo ich die polnischen Mitglieder der Expedition treffen werde.

In der Geborgenheit Nepals, im Schatten des Himalaya, unter den blühenden Rhododendren, in türkisfarbenen Flüssen schwimmend, tauchte immer wieder die Frage nach dem Sinn dieser Expedition auf. Als ich, im tiefen Schnee wattend unter blühenden Magnolienbäumen hinaufstieg zum Makalu und einen toten Träger in einer Höhle fand, erfroren im Schneesturm der Nacht. Als ich mich so zu Hause fühlte beim geruh-samen Zusammenleben mit einer Familie im Osten Nepals; mit ihnen arbeitete, scherzte, kochte und hungrig abends Dal Bhat verzehrte (Reis, Linsensauce und Gemüse), genüßlich die Finger ableckte, jeden Tag den kleinen Tempel im Wald mit frischen Blumen schmückte, Räucherwerk abbrannte zu Ehren Shivas und die Goldschätze bewunderte, die zu seinen Füßen lagen. Als ich dem Schneeleoparden begegnete, die großen Affen im Dschungel beobachtete und von den Feldern verjagte, die sie plündern wollten. Ich hatte noch den würzigen Wacholderduft des Feuers in der Nase, wenn ich unter dem Wasserfall duschte und die kühlen Tropfen kristallklar auf meiner Haut perlten.

36 Stunden saß ich auf dem Dach des Busses, der mich zurück nach Kathmandu brachte, der Wind zauste mein Haar und die Sonne brannte auf den Wangen, als wir die Himalayakette entlangfuhren. Während der Nacht zwängte ich mich zwischen die Gepäckstücke, um nicht im Schlaf vom Bus zu fallen, aber da war immer eine hilfreiche Nepalihand, die rechtzeitig zugriff. Indische Musik klang aus dem Führerhaus. Da erfaßte mich die Abenteuerlust und ich spürte die grenzenlose Freiheit, die in mir lebt. Einsam fühlte ich mich nie, wenn ich wochenlang allein unterwegs war, nicht einmal oben in den Bergen. Der Himalaya verzaubert jeden Menschen, der ein offenes Herz besitzt. Die Einsamkeit hatte ich zu Hause kennengelernt, oft eingekeilt in unpersönlichen Menschenmassen in hektischen Städten, wo die Menschen nichts als Kälte ausstrahlten statt Wärme, wo viele ihre Arbeit wie Roboter verrichten, ehrgeizig und ohne jedes Gefühl für den Mitmenschen, ohne jede Liebe.

In Kathmandu traf ich einige Expeditionen, Michl Dacher, der gerade vom Dhaulagiri zurückkehrte, Krzysztof Wielicki, der

zwei Mal ganz oben gewesen und eine neue Route geklettert war, immer allein, und Ingrid aus Belgien, die am Gipfel gestanden hatte. Plötzlich war die Motivation da, die Begeisterung. Nach drei Monaten in Nepal hatte ich die einmalige Gelegenheit, an einer Achttausender-Expedition teilzunehmen, und ich wollte alle meine Kräfte aufbieten, um den Gipfel zu erreichen, wußte, daß ich mit dem höchsten Einsatz spielen würde.

Mittags erreiche ich die polnische Botschaft in Islamabad, eine kühle Insel in der brennenden, weißen Sonne. Die Diplomaten empfangen mich wie gute Freunde, nicht wie eine Fremde und bringen mich in die Privatvilla von Krzysztof Zawisza. Tschaikowskys „Schwanensee“ tönt aus den Lautsprechern der klimatisierten Luxuslimousine mit Chauffeur. Draußen ist es jetzt regnerisch. Mich fröstelt. Das orientalische Leben läuft ab wie ein Film, unwirklich. Mir ist, als pendle ich zwischen zwei Welten, zwischen Asien und Europa. Als ich aussteige, nimmt mir die Hitze den Atem.

Wie werden die anderen Polen sein? Außer Wanda Rutkiewicz kenne ich niemand von dieser Expedition, und Wanda wird erst in einigen Tagen mit Ewa Pankiewicz eintreffen. Die Herzlichkeit von Marek Grochowsky, Marek Jósefiak, Piotr Pustelnik, Leszek Sikora und Józef Gozdzik verschlägt mit die Sprache. Jeden Tag kommen neue Teilnehmer an, Kurt Lyncke aus Berlin und Peter Brill aus Türkenfeld bei München, R. D. Caughron aus Berkley bei San Francisco, Rüdiger Lang aus Stuttgart, Christian Kuntner aus Südtirol und Hannes Bauer aus Wien, endlich auch Wanda und Ewa vom Makalu. Ich bewundere Krzysztof's Geduld, denn allmählich verwandeln wir sein Haus in ein Chaos. Überall liegt unser Expeditionsgepäck verstreut. Selbst die Garage ist fest in unserer Hand. Eric Clapton und Led Zeppelin sorgen für Stimmung und dröhnen durchs ganze Haus bis in den Garten, den wir in eine Nomadenstadt verwandeln. Mehr als 20 Zelte stellen wir testhalber auf. Geschlafen wird irgendwo am Boden im Haus. „Carpeting“ nennen wir es, denn unsere Umgangssprache ist Englisch. Offiziell waren wir zwei Expeditionen: 12 Männer aus Polen, Amerika, Deutschland, Österreich und Südtirol für den Gasherbrum II und fünf Frauen für den Hidden Peak. Doch Sybille Hechtel aus Amerika war überraschenderweise schwanger geworden und Kathy Murphy aus England kehrte mir Erfrierungen vom Mt. Mc Kinley zurück. Da man aber zumindest zu viert sein muß für einen Achttausender in Pakistan, suchten wir verzweifelt nach einer vierten Frau und fanden sie glücklicherweise in der Lehrerin Shad Meena, einer der besten Bergsteigerinnen Pakistans.

Nach und nach fliegen wir nach Skardu. Dies hängt nicht nur vom Wetter ab, sondern hauptsächlich von der Willkür der Pakistan Airlines. Braune Berge, gelbe Flüsse und grüne Oasen, ein herrliches Farbenspiel mit tiefeingeschnittenen Flußläufen, deren Wasser die Sonne von Zeit zu Zeit in blendendes Silber verwandelt. Moränen ziehen von Gletschern hinunter, am Horizont leuchten die unzähligen Schneezacken des Karakorum. Wir sinken tiefer, tauchen ein in Turbulenzen, werden durch Wolkenbänke geschüttelt, daß uns Hören und Sehen vergeht

und es dem Magen schwerfällt, das Frühstück zu behalten, fallen direkt hinein in die beige Sandwüste des lehmigen, breiten Industales. Ähren gelbe Felder wiegen sich im Wind, wogen wie ein Meer, dazwischen eine zusammengedrückte Herde von Lehmhäusern, darüber die weiße Moschee, gekrönt von einer blaugrünen Kuppel. Den Talausgang verschließt eine braune Felswand, gesäumt von grauen Höhenzügen, Berghängen aus brüchigem, wildzerissenem Gestein mit langen Schutthalden. Der Himmel ist durchsichtige, zerfließende Helle. Wir landen in Skardu.

Am 1. Juni fahren wir mit fünf Jeeps bis ans Ende der Piste, ans Ende der Zivilisation, Kinder laufen über die Straße, Hühner, Ziegen, Schafe und Büffel kreuzen unseren Weg, entgegenkommende Fahrzeuge weichen im letzten Moment aus, im Zick-Zack umrunden wir die Löcher in der Sandpiste, das Radio gröhlt, die Haare fliegen im Wind, die Luft ist so frisch und leicht, vergessen ist die schwere, feuchte Schwüle Islambads. Hochgewachsene Pappeln säumen das sandige Ufer der Wasserkanäle. Pakistan hat ein ausgeklügeltes Bewässerungssystem. So entsteht aus einer toten Wüste fruchtbares Ackerland und eine autarke Bauernwirtschaft.

Die Jeeps rumpeln über Steine, schlittern durch Schlamm und driften durch hohen Sand, rollen über schwingende Hängebrücken, durchqueren Bäche, links und rechts braune Felswände, unten tobt der braun schäumende Braldo, über uns nur ein schmaler Streifen Himmel. Die Fahrstrecken werden immer kürzer, die Pausen immer länger, von einem Hindernis zum nächsten, von einer Panne zur nächsten. Dann stecken wir in einer Lawine fest. Die Räder haben sich in Schnee, Sand und Schlamm eingegraben, drehen leer. Wir springen ab, schieben gemeinsam. Der Wagen macht einen Satz vorwärts und versinkt wieder. Wir pflastern die Spur mit Steinen und versuchen es von neuem. Der Fahrer läßt den Motor anspringen, er zischt, läuft, zieht an. Die Vorderräder gleiten über den Rand der Lawine. Die Achse schlägt auf. Die Böschung ist glatt, steil, scheint unüberwindlich. Wir halten den Atem an: „Wir landen!“ Der Jeep steht drüben am Ende der Lawine, der Motor zittert noch vor Erschöpfung. – Aber da steckt schon der nächste Jeep ...

Das Tal wird breiter, die Dörfer kleiner, die Straße kriminell. Oft droht unser Jeep umzukippen, aber der Fahrer versteht sein Handwerk ausgezeichnet, schmunzelnd beobachtet er unsere Reaktion. Violette Monsunwolken, Sandstürme und Gewitterregen begleiten uns. Wo werden wir heute abend schlafen? Im Zelt oder im Gras unter dem Sternenhimmel. Wo auch immer, hier heroben blühen noch zarte Pflänzchen, kristallene Eistürme wachsen zwischen den Felsen, türkisfarbene Bäche schlängeln sich über den Wüstenboden.

Der Mond steht als schmale Sichel zwischen tausenden Sternen am Nachthimmel. Gras, Kräuter und Wildrosen duften betörend. Der Gesang der Träger klingt leise zu uns herauf, zukende Flammen und dunkle Schatten folgen den Tänzern rund ums Lagerfeuer, lassen selbst die Äste der knorrigen alten Bäume lebendig werden. Ein kühler Hauch streicht über mein Gesicht. Raum und Zeit sind vergessen, der Zauber des Karakorum hat uns erfaßt. Solche Nächte sind viel zu schön,

um zu schlafen. Wolken hängen duftig wie Watte auf den Bergen. Schnee leuchtet von den Gipfeln.

Alle sind übermütig und ausgelassen, voller Freude und Erwartung, das gemeinsame Ziel zu erreichen. Aber vorher gibt es noch eine Menge zu tun. Die Träger müssen ausgewählt werden. Alle Lasten gerecht zu verteilen, nimmt viel Zeit in Anspruch. Schließlich stimmt zwar das Gewicht, aber wir finden überhaupt nichts mehr. Endlich marschieren wir los, laufen tagelang durch Hochwüsten, über endlose Moränen und schuttbedeckte Gletscher ins wildeste Gebirge der Welt. Der Weg nach Baltoro ist lang, heiß und hart. Immer wieder halten uns Hindernisse auf, manchmal wünschten wir zu fliegen, weil es keine Brücke gibt. Unvermittelt bricht der Weg ab, die Erde ist geborsten, ein Riß klafft, darin brandet ein mächtiger Strom. Bis zu den Hüften im Wasser suchen wir eine Furt, Steine rollen über die Füße und die Flut reißt mich beinahe mit sich fort! Ich taste mich vorwärts, ergreife dankbar eine helfende Hand, spüre die Füße nicht mehr. Der Schmerz kommt erst später, ruft mich zurück in die Realität. Hindernisse sind da um überwunden zu werden.

Mit jedem Mal werde ich sicherer, fühle mich wohler und stärker, Kampf gegen das Wasser ohne Brücke, gegen den Sand, die Hitze, den Wind, die Kälte ... Ich gehe zurück, rufe den anderen zu. Wir arbeiten zusammen, sie gewinnen das Ufer, glücklich atmen wir auf ...

Wir bauen unser Basislager auf einer prachtvollen Aussichtsterrasse der Moräne auf, direkt am Fuße des Hidden Peak, eingerahmt von Siang Kangri, Golden Throne und Chogolisa. Licht und Schatten modellieren den Eisfall, über den unsere Anstiegsroute führen wird. Glücklich tanzen wir über die Moräne, umarmen einander voller Freude, suchen ebene Plätze für unsere Zelte, ordnen unsere Sachen, richten alles gemütlich ein. Wir haben ein Zuhause!

Die Stille der Berge wird nur manchmal vom Geräusch des berstenden Gletschereises unterbrochen und vom Rauschen der Lawinen, die über die Eiswände der Berge auf den Gletscher donnern oder von unserer Musik, deren Melodien zwischen den Zelten hin und her schwingen, über die Moräne tanzen, Mozart, Beethoven, Bach, Bob Dylan, John Lennon, Chris Rea.

Trotzdem halten wir es nur einen Tag zuhause aus. Piotr, Ewa, Leszek, Józef und ich können es nicht erwarten hinaufzusteigen zu unserem Berg und Lager I aufzubauen. Wir suchen die notwendigsten Sachen zusammen. Es wird ein riesiger Haufen: Fixselle, Markierungsstangen, Zelte, Kocher, Gaskartuschen, Lebensmittel, Schlafsäcke, Unterlagsmatten, Firnanker, Eisschrauben, plus persönliche Ausrüstung, gut 20 kg für jeden.

Piotr weckt mich um halb vier Uhr früh. Die Männer haben schon das Frühstück gerichtet und Tee gekocht. Ewa und ich sind für die anderen Mahlzeiten zuständig. So zeitig am Morgen kriege ich noch nichts in den Magen. Ich würgte am Milchreis. Das Müsli bleibt mir sowieso im Hals stecken. Den Tee fülle ich in die Flasche, packe Tschapatis in den Rucksack und stopfe zwei Energiebarran in den Hosensack. Der Hunger

kommt bestimmt irgendwo im Eisbruch. Ewa bringt mir noch ein paar Fleischdosen. „Nimm auch etwas für die Männer“, meint sie „denn die denken bestimmt nicht daran!“ Ich stopfe noch zehn Tschapatis dazu. Ewas Rucksack ist fast größer als sie mit ihren 152 cm.

Dann stapfen wir mit knirschenden Steigeisen über Steine und Büßerschnee hinunter zum Gletscher, der noch im Schatten der Nacht liegt. Der Morgen erwacht und die Landschaft nimmt allmählich Farbe an, lenkt uns ab von unseren Lasten. Der Rucksack scheint dennoch mit jedem Schritt schwerer zu werden. Wir kommen an türkisfarbenen und lapislazuliblaunen Eisseen vorbei, springen über smaragdfarbene Wasserläufe und dunkle unergründliche Gletscherspalten. Ein kühler Hauch weht uns aus der Tiefe entgegen. Wir gehen ohne Seil. Das ist angenehm, denn jeder hat seinen eigenen Rhythmus; aber es ist auch gefährlich. Mit Sicherheit weiß man nie, ob die Schneebrücken unser Gewicht tragen werden. Anfangs folgen wir den Markierungsfähnchen einer japanischen Expedition, die über den Südwestgrat des Hidden Peaks zum Gipfel möchte. Aber bald trennen sich unsere Wege, und wir müssen eine gangbare Route durch das Labyrinth suchen. Die Eistürme schimmern in Opal, Silber und Hellblau, trügerische Schönheiten, die jederzeit in sich zusammenstürzen können, labile Gebilde zwischen Spalten und Gletschersümpfen. Trotzdem ist der Zauber dieser zu Eis erstarrten Welt so groß, daß man immer wieder auf die Anstrengung vergessen kann. Dann müssen wir unter dem drohenden Hängegletscher des Hidden Peak queren, der immer wieder Tonnen von Eis abwirft. Wir halten den Atem an und steigen so schnell wir nur können über die riesigen Trümmer. Ab acht Uhr früh ist die Sonne unser weißglühender Feind, der Himmel ein Bleidach ohne Wolken, ohne Vögel, ohne Wind, eine gleißende Kuppel, ein weißes Feuer. Nirgends Schatten. Die Hitze bringt das Gehirn zum Kochen, die Füße schmerzen, die Haut brennt, die Augen sind vom grellen Licht geblendet, die Lippen rau und trocken, die Zunge klebt am Gaumen. Man muß sich zu jedem Schritt zwingen. Der Wind hat uns vergessen. Piotr versinkt bis zur Hüfte in einer Spalte, wühlt sich heraus. Wir sellen uns an, Schmale Schneebrücken führen über riesige Gletscherspalten. Wir sichern Piotr über den Eispickel. Endlich sind wir durch, am Ende des Eisfalls, am Beginn des Lawinenhanges. Nun geht es in fast direkter Linie hinauf durch wässrigen Schnee. Piotr spurt bauchtief. Wir folgen höher und höher – keuchender Atem, angestrengte Gesichter, Herzklopfen, willenlos ergeben, nur hinauf zum Felsen, endlich wieder ein Ziel am Weg. Der letzte Schluck aus der Flasche, letzte Rast, Seildepot, und weiter steil hinauf zum ersten flachen Platz, der unser Lagerplatz sein wird, unsere Oase in der Eiswüste. Das letzte Stück ist elendiglich und kostet die meiste Kraft. Immer wieder rutscht der Schnee von der Eisauflage ab, verklebt die Steigeisen, man steht wieder, wo man war oder tiefer. Wir wühlen uns irgendwie hinauf und fluchen ausgiebig. Als die Sonne hinter den Bergen verschwindet, sind wir noch im Steilhang, wo es keinen sicheren Platz zum Anziehen gibt. Eisige Kälte läßt uns erschauern, hoffentlich finden wir bald einen ebenen Platz für unser Lager. Bei Ein-

bruch der Dunkelheit schaufeln wir zwei Plattformen aus. Wir sind auf 6.000 Meter.

Bald stehen zwei orangefarbene Zelte auf unserer Aussichtskanzel. Wir können über Funk eine Erfolgsmeldung ans Basislager durchgeben. Dann richten wir es uns gemütlich in den Zelten ein und kochen, denn wir sind sehr hungrig. Dabei hatte mir doch irgendjemand erzählt, daß man hier heroben nichts mehr essen könne. Wir hören die Männer in ihrem Zelt lachen und machen Tauschgeschäfte. Sie haben kein Brot, wir keinen Tee. Es dauert eine Weile, bis wir satt sind. Warum ist man bloß so hungrig hier heroben, wo man doch alles heraufschleppen muß.

Bald umgibt uns bleischwere Dämmerung, unser Lager leuchtet von der schwachen Flamme des Gaskochers. Wir lauschen hinaus in die Stille der im Schlaf liegenden Welt.

Die Aussicht vom Lagerplatz ist grandios. In einzigartiger Harmonie ragen Gasherbrum II, III, IV und V in den Himmel, säumen das breite Gletscherbecken mit den dunklen Rissen und Spalten. Der Golden Throne liegt noch im Schatten, während der Ostgrat der prächtigen Chogolisa blendend in der Morgensonne aufleuchtet. Der Abstieg ist ein Vergnügen, obwohl wir Fixseile verlegen. Wir fixieren den Seilanfang an einem Felsen, werfen die Seilrolle den Hang hinunter und springen mit gewaltigen Sprüngen nach, ein herrliches Gefühl der Schwerelosigkeit erfaßt uns. Weiter geht der Tanz, den Lawinenhang hinunter, daß der Schnee nur so staubt. Wir schweben, wir fliegen hinunter zu den anderen, im Hosenbodenrodelfstil sausen wir über die Randkluft auf den Gletscher. Alle Mühe und Anstrengung ist vergessen.

Ein riesiger Serac ist vom Hängegletscher des Hidden Peak abgebrochen. Die Eisstücke liegen über den ganzen Hang verteilt, direkt über unserer Spur von gestern, manche Brocken sind groß wie Einfamilienhäuser, durchsichtige Kristalle. Schon erkennen wir das Basislager. Unsere Nomadenstadt mit 16 Zelten in Silber, Orange, in Rot, Blau, Gelb und Grün lockt auf der Schlangemoräne, verschwindet von Zeit zu Zeit hinter Eistürmen, Burgen aus Kristall, Zauber des Labyrinths. Die Gletscherspalten scheinen im Abstieg ohne die schweren Lasten weniger bedrohlich. Die Arbeit ist getan, die Anstrengung des Aufstieges längst vergessen. Die Augen strahlen hinter dunklen Gletscherbrillen, die Haut schält sich vom Gesicht, die Lippen sind dick und aufgesprungen. Dort unten wartet die Erholung auf uns, die wir zu lange in der Sonne getanzt haben. Im Licht, das nirgends so rein, so klar ist wie hier. Durchsichtige Luft ohne fremde Gerüche, Ozon und Sonnenstrahlen. Es scheint als seien unsere Kleider, die Haare, die Haut getränkt mit dem Geruch der Sonne. Wir bestehen nur aus Luft, aus Ozon.

Wir laufen hinauf und hinunter über Eishügel, im Zick-Zack zwischen Spalten, Bächen und Seen, drehen uns manchmal fast im Kreis, verschwinden hinter Eisblöcken und tauchen plötzlich wieder ganz woanders auf, – der verrückte Tanz auf dem Eis des Baltoro geht weiter.

Gut daß wir nicht wissen, wie oft wir noch über den Eisfall müssen. Wie der edle Don Quichotte, der sich zur Unzeit entschloß als Ritter herumzuziehen, der verrückt genug war und

ausreichend Mut besaß, seine Träume in Wirklichkeit zu verwandeln, suchen Expeditionsbergsteiger das Abenteuer, das Ungewisse, die Freiheit und die Unabhängigkeit eigentlich auch zur Unzeit, spielen mit ihren Ängsten voller Leidenschaftlichkeit, sind verliebt in die Berge, nicht in sich selbst, nicht in die Familie oder den Beruf. Sie lieben den Sieg über jene furchtbare und beklemmende Angst, welche sie während eines gefährlichen Aufstieges, während des Bagens um den höchsten aller Einsätze, um das Leben verspüren. Immer wieder erneuern sie diese Angst, diese Leidenschaft, steigen immer höher, denn in diesem Gefühl spüren sie etwas wie Glück, wie Rausch, etwas Besonderes. Nach jedem Erfolg steigen sie noch eifriger, noch höher, zeigen der Angst ihre Verachtung.

Zwei Stunden später sind wir unten im Basislager, gerade rechtzeitig zum Frühstück. Wir sind hungrig wie Wölfe, durstig wie ein See. Lachen, Freude, Umarmung empfängt uns, Geborgenheit, Zuneigung, Freundlichkeit, Tee zur Begrüßung, Musik aus den Zelten: „Gut, daß ihr gesund zurück seid! Man merkt euch die Anstrengung gar nicht an“, aber unsere Füße erinnern sich. Sie sind schwer wie Blei. Wir haben viele Briefe bekommen. Der Hubschrauber vom Militärlager hat sie mitgebracht. Dann wird im Gletscherbach gebadet.

Draußen ist es ruhig und warm, verschleierte Sterne, dunkler Mond, milchiger Himmel, Wolkenfetzen hängen an den Bergen, Schatten huschen über den Gletscher, zwischen nachtschwarzen Felsen und stumpfweißen Schneeflanken. Schon vor fünf Uhr wird es hell. Die Umrisse der Berge zeichnen sich durchs Zelt ab. Piotr hört Musik und liest. Als er bemerkt, daß ich wach bin, steckt er mir einen Kopfhörer ins Ohr. Die beschwingte Musik der Dire Straits weckt meine Lebensgeister, „Private Investigations“ zum Sonnenaufgang.

Langsam heben sich die Schatten der Nacht über den zerklüfteten Gletscher, vorsichtig berühren die ersten Strahlen der Sonne das Eis, lassen das Ungeheuer erwachen, bringen es zum Bersten und Krachen, blauschwarze, dunkelgrüne Tiefe ohne Grund. Winzige Punkte sind die Bergsteiger in dieser Unendlichkeit des Eises, kaum zu erkennen. Mücken beim Tanz auf einem Sonnenstrahl.

Der Aufenthalt im Basislager ist voll ausgefüllt mit Duschen, Wäsche waschen, Kochen für alle, Ordnung machen, Packen für den nächsten Aufstieg, Eincremen, Sonnenbaden, Rücken massieren, Lesen, Schreiben, Erzählen, Genießen, Fotografieren, andere Expeditionen besuchen. Langweilig wird uns nie. Mir wird die Zeit zu kurz. Ich nehme mein Tagebuch hinauf in die Hochlager, habe so viele Eindrücke gleichzeitig im Kopf, daß ich kaum nachkomme sie niederzuschreiben.

Piotr, Andrzej Pilz, unser polnischer Expeditionsarzt, und ich steigen hinauf zum Gasherbrum La, suchen einen Weg durch den oberen Eisbruch. Piotr fällt unangeseilt in eine Spalte, hängt nur am Rucksack. Wir sind wie gelähmt vor Schreck, nur nicht bewegen, sonst bricht alles zusammen. Piotr wühlt sich heraus. Sein Knie schmerzt. Wir binden uns ins Seil, stapfen weiter. Andrzej löst ein Schneebrett aus, rutscht den

Eishang herunter. „Andrzej, keine Angst, wir halten dich fest!“ Kurze Zeit später verschwindet Piotr wieder in einer Gletscherspalte, aber jetzt hängt er am Seil. Im nächsten Moment ist er wieder heraußen, und dann sind wir auch schon oben am Gletscherplateau, in der dritten Etage, bauen das Zelt auf. Gewonnen! Wir sind da, wieder eine Schritt näher zum Gipfel! Von hier aus sind es nur mehr 1.500 Meter.

Wanda meldet sich im Funkgerät. „Ewa und ich gehen zum Gipfel. Shad Meena ist noch immer höhenkrank!“ Für mich bricht eine Welt zusammen. Und mit wem gehe ich? Wer ist meine Partnerin? Ist hier Endstation für mich, wo es mir so gut geht? Wohin mit meiner Energie?

„Du kommst mit uns!“ sagt Andrzej. „Du hast einen Partner“, tröstet mich Piotr, „und du weißt, daß du dich auf mich verlassen kannst. Die Route Wandas ist ohnehin verrückt.“ Das hat mir der Michl Dacher auch schon in Nepal gesagt. Trotzdem hat sich das Gespräch mit Wanda wie ein finsterner Schatten über meine Seele gelegt. Meine Gemütslage ist gewitrig. Da können auch die nettesten Worte und besten Vorschläge den Mißklang nicht vertreiben.

Unentschlossenheit und schlechte Laune herrschen am Himmel, milchiges Weiß am Gletscher. Alles scheint öd und trist, Spiegelbild des Himmels, die Farben sind verschwunden. Graue Wolken steigen und fallen, schleichen über den Gletscher und immer wieder folgen neue nach. Dicke Flocken fallen. Es ist vollkommen windstill. Der Neuschnee schluckt das Geräusch unserer Schritte. Die Gletscherspalten haben sich versteckt, fangen oft den Fuß oder lassen uns bis zur Hüfte einsinken. Heute ist keine Zeit zum Träumen, zum Denken. Wir sind zu sehr beschäftigt. Der Gletscher scheint nur aus Spalten zu bestehen. Längst sind alle ins Basislager geflüchtet. Trotzdem probieren Piotr und ich weiter nach oben zu kommen, vielleicht die Siebentausender-Grenze zu erreichen. Es ist unheimlich anstrengend, im tiefen Schnee zu spüren, vor uns war noch keiner hier in dieser Saison. Wir sind die Ersten, ein großartiges Gefühl. Wir suchen die beste und sicherste Anstiegsroute aus, finden einen Weg durch den Eisbruch, entdecken Reste von alten Fixseilen auf den Eistürmen. In fünfzig Metern Entfernung tosen immer wieder Lawinen in die Tiefe. Mit klammen Fingern sichere ich Piotr, meine Füße sind wie Eis, peinigend kriecht die Kälte über meinen Rücken. Langsam bewegt sich das Seil, von Piotr ist nichts zu sehen. Nur der Sturm heult, treibt die Schneeflocken mit ungeheurer Geschwindigkeit über den Hang. Kauernd warte ich. Aber 350 Meter Fixseil sind nicht so schnell verlegt. Endlich sind wir fertig, stapfen hinunter ins Lager II, das wir einen Tag zuvor verzweifelt, am Ende unserer Kräfte, im Nebel und Schneetreiben, bei hereinbrechender Nacht, gesucht haben.

Seit Tagen haben wir einen fürchterlichen Husten, der allerdings im Basislager am unangenehmsten ist. Hier heroben leiden wir kaum darunter. Wir sind wieder schrecklich hungrig, essen alles durcheinander: Fisch und Speck ohne Brot, denn das haben wir längst aufgegessen, Bohnensuppe, Kartoffelpüree und Dosenfleisch, koreanische Algenuppe, von einer Expedition des letzten Jahres, Pfefferminzschokolade, Zitronenpudding und Marillenpudding mit Schokoladestreusel

von der englischen Frauenexpedition des letzten Jahres. Beim stundenlangen Kochen beobachten wir den Sonnenuntergang in Gelb und Orange, in Rosa, Violett und Nachtblau über dem Kranz der Giganten. Wir wollen wissen, wie es ist, dort oben am Gipfel zu stehen, auf den magischen 8.000 Metern. Das ist im Moment das Wichtigste für uns, alles andere ist irgendwo, weit weg und unbedeutend. Wir schlafen herrlich und tief.

Als ich aufwache, höre ich, wie der Schnee aufs Zelt rieselt. Es ist gemütlich warm hier herinnen. Von Zeit zu Zeit tropft es naß auf meine Nase. Piotr schläft noch. Draußen ist es unglaublich hell. Der Neuschnee glitzert im trüben Mondlicht. Es schaut ganz weihnachtlich aus. Alles ruht. Der Gletscher liegt wie ein weit ausgebreiteter Mondstrom, Gefährte der Milchstraße. Der Gasherbrum II scheint ohne Substanz, eine Vision der Ewigkeit. Der Morgen streift schon den Himmel. Die Wolken hängen tief. Nur hier und da lassen sie die eisverkrusteten, frischverschneelten Felskolosse in einem kalten Licht erscheinen. Ich krieche in der Unterwäsche hinaus, klopfe den Schnee vom Zelt und schlüpfe wieder zurück in den wahren Schlafsack.

Wir sind noch immer voller Hoffnung und rennen zum sechsten Mal hinauf zum Hochlager II. Diesmal brauchen wir nur mehr acht Stunden. Langsam dämmert uns, daß Logik und rationales analytisches Denken hier unangebracht ist, denn so gut wir unsere Gipfelversuche auch planen, das Ergebnis ist immer das gleiche, egal was der Wetterbericht verspricht, egal bei welchem Wetter wir starten: zwei Tage bei Schlechtwetter im Camp II, dann Anstieg bei Schneefall und warten auf die nächste Chance, wenn sich der Körper wieder erholt zu haben scheint.

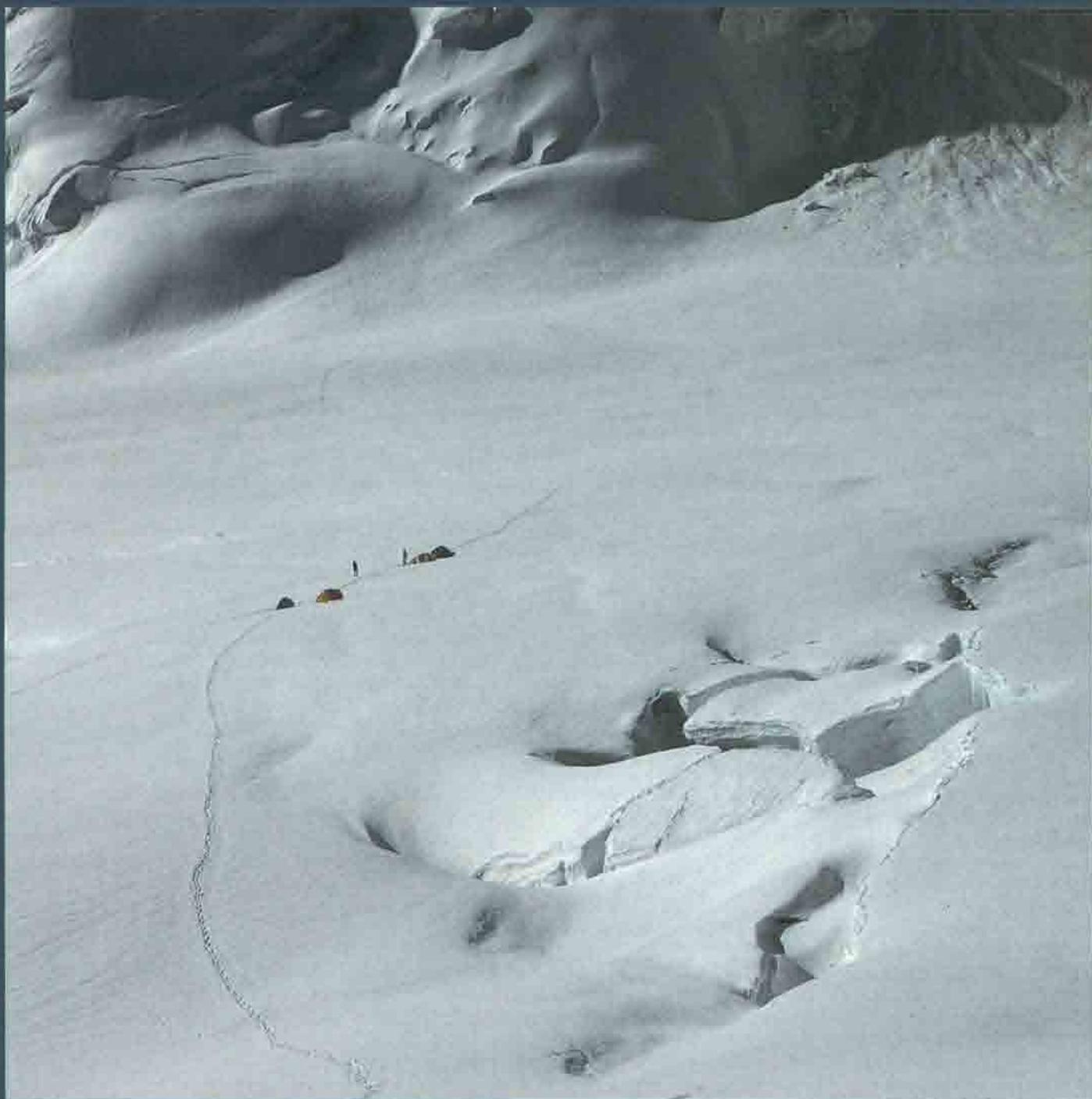
Wieder gehen wir durch den Eisbruch, springen über die reißenden Bäche, die von Tag zu Tag breiter werden. „Wie oft noch?“ fragen sich alle. Mich fasziniert dieses Eislabyrinth noch immer. Ich werde so oft hinaufsteigen, bis ich den Gipfel erreichen kann. Piotr und ich sind nun Partner. Wir gehen immer zusammen, kennen einander ganz genau, alle Stärken und Schwächen, teilen alles. „Piotr, ich mach’ mir Sorgen um die Plätze in den Hochlagern. Wir sind nun so viele auf der Normalroute zum Gasherbrum II – vierzehn Personen!“

„Es wird sich alles von selbst ergeben“, beruhigt er mich. Wahrscheinlich hat er recht, unsere Expedition verläuft so harmonisch. Marek Grochowski, der Expeditionsleiter, ist wie unser Vater, verständnisvoll und herzlich zu allen.

Schau nicht zum Gipfel, denke ich mir, der nächste Schritt ist dein Ziel, wenn du alles auf einmal willst, erreichst du nichts. Die Sonne brennt. Sie leuchtet direkt vom Gipfel herab. Piotr läuft der Sonne entgegen, und ich folge ihm hinein in das Licht.

Oft steigen wir nachts auf, um der höllischen Hitze zu entgehen, die den Gletscher in einen gefährlichen Sumpf verwandelt. Bis auf 6.500 Meter ist es tagsüber so heiß, daß man es nur in der Unterwäsche aushält. Im Zelt hat es Temperaturen wie in der Sauna.

Der Gipfel leuchtet verlockend schön in der Abendsonne,



Oben: Hochlager am Gasherbrum II
Links: Aufstieg über den
Lawinengang
Ganz links: „Weg“ zum
Lager I

Fotos:
Gertrude Reinisch

majestätisch unerreichbar hoch scheinend, umgeben von einem Schleier aus Eiskristallen, aufgewirbelt vom Höhensturm im samtblauen Himmel, goldener Schnee, roter Fels, sich langsam zartblau verfärbend im Dunkel der Nacht. Einer Nacht, die nur kurz sein wird. Denn schon um Mitternacht wollen wir weiter, wollen im Mondschein hinaufklettern zu Lager III auf 7.400 Meter, bei Sonnenaufgang oben sein, rasten für den Gipfelanstieg. Unsere Zeit besteht aus Tagen und Nächten, die voller Zauber sind. Wenn wir am Gletscher rasten, das Herz im Ohr schlagen hören, von der Anstrengung; wenn wir im Schnee liegen und lang in den hellen Himmel blicken, hören wir die Stille der Berge und belauschen den Himmel.

Allmählich lernen wir mit unserer Angst umzugehen; denn Angst hat man natürlich immer wieder zwischen den Eistürmen oder im Schneesturm, wenn man das Lager sucht. Aber wer nichts wagt, erlebt auch weniger, versäumt vielleicht die schönsten Momente seines Lebens, und so steigen wir immer wieder hinauf. Die Ausblicke und Stimmungen, die wir genießen, hinterlassen die tiefsten und besten Eindrücke im bisherigen Leben von Piotr und mir. Ganz allein am Berg zwischen Dämmerung und Morgenröte, hoch oben bei den Sternen, erfaßt uns ein Gefühl des Einsseins mit dem Universum, eine überwältigende Freude, die so intensiv ist, daß wir sie kaum zu ertragen vermögen, daß es fast weh tut, daß unser Herz zu klein scheint, um soviel Glück auf einmal aufnehmen zu können. Wir kosten diese Zeit aus wie ein Fest.

Inzwischen sind viele andere Expeditionen auf der Moräne eingetroffen. Es gibt so viele verschiedene Sprachen, so viele verschiedene Kulturen und Gefühle, doch eine einmalige Harmonie voller Verständnis und gegenseitiger Hilfe. Sitzt man im Hochlager und dreht ein wenig am Funkgerät, klingt es in Polnisch, Deutsch, Englisch, Japanisch, Koreanisch, Italienisch, Katalan, Spanisch, Flämisch, Holländisch und Französisch; man kann die ganze Welt einfangen. Asien, Amerika, Europa, Ost und West sitzen in den Hochlagern, winken einander zu, grüßen einander freundlich.

Drei Tage später sind wieder alle im Basislager. Draußen wechseln Sonne und Schneesturm. Zum ersten Mal taucht die berechtigte Frage auf, ob wir unsere Hochlager überhaupt noch erreichen können, in der kurzen Zeit, die uns noch bleibt. Dabei waren wir dem Gipfel schon so nahe. Peter Brill, Kurt Lyncke, R. D. Caughron, Marek Jósefiak, Leszek Sikora und Józef Gozdzik von unserer Expedition, Claudia Carl und Wolfram Cosmos von einer deutschen Kleinexpedition kamen sogar bis kurz vor den Gipfel, mußten dann aber wegen der gefährlichen Schneekonditionen aufgeben.

Unsere Begleitoffiziere wollen nur mehr nach Hause. Sie sind schon ganz verwildert. Peter Brill muß zurück zur Arbeit, Hannes Bauer will seine Angina zu Hause auskurieren, R. D. hat genug vom Berg, der Humor ist ihm vergangen, und Marek Jósefiak will dabei sein, wenn seine Frau ihr erstes Kind bekommt. So ist unser Team schon viel kleiner geworden.

Die ganze Nacht hat es wieder gestürmt und geschneit. Ein wolkenloser Morgen weckt uns. Trotzdem hört man nur gedämpftes Planen für den Gipfel, An den Graten hängen die Windfahnen. Wie lange wird das Wetter diesmal halten? Einen

ganzen Tag, einen halben oder wenige Stunden? Die Motivation ist schon stark gesunken. Zu oft waren wir im Schneesturm oben. Manchmal habe ich das Gefühl, Sonne und Mond jagen einander über den Himmel, die Zeit läuft uns davon. Trotzdem ist mir diese Lebensweise lieber als jedes bürgerliche Tempo.

Alle sind unterwegs am Berg. Wanda, Ewa und zwei Koreaner am Hidden Peak, die Japaner ebenfalls, aber auf einer anderen Route, alle anderen am Gasherbrum II. Nun hängt es nur mehr vom Wetter ab, wer doch noch im letzten Moment den Gipfel erreicht. Die Hochlager stehen, die Fixseile sind verlegt. Wir waren so oft oben, daß wir die Höhe nicht mehr spüren. Das Wetter hat mit uns gespielt wie mit Figuren auf einem Schachbrett. Nur für Stunden war es schön, nie lang genug für den Gipfel.

Tonnen von Eis liegen wieder unter dem Hängegletscher des Hidden Peak. Zum dreizehnten Mal steigen wir drüber. Das bedeutet: immer Glück gehabt! Vor zwei Monaten haben Piotr und ich nur zwölf Tage im Basislager verbracht, die meiste Zeit warteten wir in Hochlagern. Wie immer sind wir von der Lust getrieben, höher zu kommen, weiter zu sehen, zu wissen, wie es oben aussieht – voller Gier, voller Ungeduld und Unrast. Hier heroben liegt unsere Welt, hoch über Erde und Meer, hoch über der Zivilisation, unerreichbar für materielle Bindungen und soziale Verpflichtungen, hoch über allen Problemen losgelöst von allen Sorgen des Alltags.

Das schönste am Bergsteigen ist, daß man dabei so viel Zeit zum Nachdenken hat, ohne gestört zu werden! Ich habe das Gefühl, klarer zu sehen, deutlicher zu hören, intensiver zu spüren, was rund um mich vorgeht, auch dort, wo ich gerade nicht bin. Alle Sinne scheinen geschärft, alles hat seinen Grund, und das Leben ist voll Glück und Freude.

Ewa, ein Koreaner und Wanda erreichen den Gipfel des Hidden Peak, als das Wetter wieder umschlägt. Im Schneesturm finden sie nicht zurück zu ihrem Hochlager und müssen zu dritt biwakieren. Zu allem Unglück verlieren sie auch noch den Kocher. Das Wetter ist schlecht wie immer, Schneefall, Sturm und Kälte. Nach sechs Stunden stehen wir eintausend Meter höher, auf 7.400 Metern bei unserem Lager. Leszek, Józef und Christian geben auf und steigen ab. Rüdiger und Shad Meena kommen etwas später herauf.

Der Schnee rieselt entöndig auf unser Zeltdach, wird gelegentlich vom aufheulenden Sturm unterbrochen, der an dem kleinen Zelt reißt wie verrückt. In solchen Stunden wird ein Hochlagerzelt zur Mikrowelt, man kann es nicht verlassen.

Das Zelt ist Himmel, Sonne, Geborgenheit, Sicherheit, Zuhause, alles. Man mag kaum hinaus. Das Gelände ist total abschüssig, ohne Steigeisen kann man sich nicht bewegen. Die Strahlung ist so intensiv, daß wir selbst im Zelt mit Gletscherbrillen sitzen. Draußen ist die Blendung kaum zu ertragen. Durch einen schmalen Schlitz kriechen wir ins Zelt, das mit der vielen Ausrüstung, die wir haben, schon für zwei Personen eng genug wäre. Beim Sitzen drückt die kalte Zeltwand auf den Rücken. Zwischen den Beinen halten wir den Kocher,

denn wir schmelzen fast ununterbrochen Schnee. Es dauert Stunden, bis ein Liter Tee oder Suppe fertig sind. Schläft man dabei ein, kippt der Kocher um, und das kostbare Naß ergießt sich über die Schlafsäcke. Umziehen kann sich immer nur eine Person mit wilden Verrenkungen, wie ein Entfesselungskünstler, während sich die anderen beiden möglichst klein machen und in die Ecken des Zelttes drücken. Einige Kleidungsstücke sind ein besonderes Vergnügen, ob sich die Hersteller darüber wohl je Gedanken gemacht haben, wieviel Kraft es hier heroben kostet, um den Innenschuh in die steife Schale des Außenschuhs zu stecken, welcher hochgelastigten Anstrengung es bedarf, um die Verwicklungen des Klettergürtels so zu entwirren, damit man ihn auch noch schließen kann, wenn man endlich drinnen ist, daß einem jedesmal bei der Verwendung von Vlieswäsche die Harre vom Kopf stehen, als hätte einen gerade der Blitz gestreift. Die Gamaschen können ohnehin nur sehr gelenkige Menschen selbst schließen, für Reißverschlüsse an den Hosen benötigt man eine Spezialtechnik, und von den Fäustlingen kann man meist nur einen vernünftig anziehen; den zweiten stülpt man irgendwie drüber. Beim Fotografieren, Eincremen usw. immer das gleiche Problem. Hoffentlich muß man nicht auch noch aufs Klo.

Seit fünf Uhr früh sind wir wach. Unser Berg versteckt sich wieder einmal im Nebel, nichts zu erkennen. Die Andorra-Mannschaft gibt auf und steigt ab. Um acht Uhr scheint sich das Wetter zu bessern. Piotr stapft voraus. Der Schnee ist tief, aber federleicht, rutscht immer wieder von der eisigen Unterlage. Schneeklumpen haften als dicke Wülste an den Schuhsohlen. Die Steigeisen finden keinen Halt mehr am Eisgang. Ein Bein macht sich selbständig. Aber der Eispickel stoppt den Sturz sofort. Nur das Notwendigste ist im Rucksack. Trotzdem muß man alle Kraft aufbieten, um wieder aufzustehen. Die Gamaschen sind verrutscht. Es ist schwierig, das Gleichgewicht zu halten. Immer wieder müssen wir den Schnee von den Steigeisen klopfen, kontrollieren, ob sie noch gut sitzen. Diese Art der Fortbewegung wäre auch in den Alpen mühselig und kraftraubend. Hier ist es nicht anders. Wir kämpfen mit den Verhältnissen, nicht mit der dünnen Luft oder der Höhe. Es geht uns ausgezeichnet, kein Kopfweh, keine Übelkeit.

Endlich wird der Schnee fester. Wir erreichen den letzten Hang vor dem Sattel, wo der Gipfelgrat ansetzt. Konzentriert setzt man einen Fuß vor den anderen, knirschend bohren sich die Zacken der Steigeisen in den harten Schnee. Piotr hat die Spur hoch oben, immer die Felsen entlang, angelegt. So können wir uns am Rückweg auch bei Nacht und Nebel orientieren, unser Zelt finden.

Mächtig türmt sich der Hidden Peak gegenüber auf. Deutlich erkennt man jede Felsrippe. Ein eisiger Windhauch streift mich. Ich sehe Chogolisa, Golden Throne und dahinter tausende Gipfel, soweit das Auge reicht, eine Welt in Schwarzweiß. Der Himmel hat sich verändert; es scheint im Moment nur diese beiden Farben zu geben, mit grauweißen Schattierungen dazwischen. Wir Menschen sind die einzigen Farb-

kleckse in dieser gigantischen Welt. Wir sind hoch gekommen. Die meisten Gipfel liegen unter uns. Nur Hidden Peak und Gasherbrum II sind noch höher, scheinen aber erreichbar. Tief unten fließt der Baltoro, eingerahmt von den Trango-Türmen. Wie klein sie von hier aussehen.

Unten am Gletscher, auf der Moräne türmen sich die Wolken, schneller und schneller, höher und höher, wie mit dem Zeitraffer gefilmt. Dazwischen tauchen die winzigen Zelte auf. Basislager, Hochlager, alles kann man sehen. Wie ein silbernes Band zieht unsere Spur herauf.

Wenige Meter unter uns lösen sich die Wolkentürme in kristallklarer, dunstschimmernder Luft auf. Hier und da streift eine kleine Wolke meinen Fuß, streicht um meinen Körper und schwindet. Plötzlich stehe ich mit beiden Beinen in den Wolken bis zu den Knien. Vorsichtig steige ich weiter, geräuschlos. Die Wolken scheinen jeden Laut zu schlucken. Dann stehen Sonne und Mond über uns – gleichzeitig! Ihr Licht fließt ineinander, verwandelt den dunklen Himmel in milchiges Weiß. Himmel oben und Himmel unten, tanzendes Licht auf dem Schnee, schwarz und weiß, Glück und Qual in einem, Gottes Atem über uns und in uns – Magie der Berge!

Langsam steige ich weiter zum Gipfelgrat, spüre Kälte und Hunger, muß etwas essen, sonst habe ich nicht genug Kraft für die letzten ein bis zwei Stunden zum Gipfel. „Essen auf 7.800 Metern? Du bist wohl verrückt geworden!“ mahnt mich eine innere Stimme. Aber ich habe Hunger, ganz normalen Hunger, wie unten. Mein Magen scheint nicht zu wissen, daß er hier zu schweigen hat, weil der Körper den Sauerstoff anderswo nötiger braucht. Aber schließlich kann man sich nicht um alles kümmern. Wozu soll ich meine Verpflegung wieder im Rucksack hinuntertragen, wenn sie meinem Magen vermutlich guttut.

Sturm und Nebel haben mich eingefangen. Die Berge sind verschwunden im eintönigen Weiß. Schneekörner prallen mir ins Gesicht. Eisiger Wind raubt mir jede Wärme. Eine kurze Kletterpassage und wir sind am Sattel vor dem Gipfel. Wir merken er nur daran, weil der Wind plötzlich von allen Seiten kommt, denn sehen können wir absolut nichts. Der Sturm heult und erstickt jedes Wort.

Wo ist der Grat, der zum Gipfel führt? Während ich an meinem Müsliriegel kaue, ziehe ich die Daunenjacke über. Trotzdem wird es kaum wärmer. Auch die anderen frieren. Nur schnell weiter, denke ich. Aber wohin, in welche Richtung? Der süße Müsliriegel schmeckt nicht, Salzkekse wären mir lieber. Die Schokolade ist hart und zäh. Laut knurrt mein Magen.

Marek sitzt stumm und rastet. Es will lieber zurück. Piotr schaut auf die Uhr: „Es ist zu spät für den Gipfel!“, meint er. Das trifft mich wie ein Hammerschlag. „Ich gehe nicht zurück“, sage ich, „denn ich habe nicht mehr die Kraft, um noch einmal hier herauf zu steigen.“ – „Wir kommen in die Nacht, wenn wir weitergehen. Möchtest du hier irgendwo biwakieren? Und wo geht es weiter? Siehst du einen Weg? Wir können nicht in der Kälte warten, bis sich der Nebel lichtet. Es ist zu kalt und zu spät!“

Alles in mir sträubt sich gegen eine vernünftige Entscheidung.